

Chronegässler : erlebt und notiert von Franz Streif aus dem Haus Nr. 7, einem der wüestesten Säugofen der ganzen Stadt Baden

Autor(en): **Streif, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **79 (2004)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chronegässler

Erlebt und notiert von Franz Streif aus dem Haus Nr. 7,
einem der wüestesten Säugofen der ganzen Stadt Baden.

In der grossen Kleinstadt, die sich lebensfroh nennt und mit ihren warmen Quellen seit eh und je Menschen aus der ganzen Welt zu sich lockte, gibt es eine Gasse, deren Bewohner sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als etwas ganz Besonderes fühlten. Nicht dass sie sich von Geburt, Herkunft oder Vermögen auszeichneten oder durch besonderes Wissen oder Kenntnisse hervortaten. Nur durch die Tatsache, dass sie hier wohnten und auch lebten, waren sie anders als die andern Bewohner der Bäderstadt. Sie waren die Chronegässler, benannt nach ihrer Gasse, der Kronengasse, die ihrerseits ihre Benennung von dem den Eingang beherrschenden Gasthof Krone hat.

Vor Zeiten nannte man die zwei Häuserzeilen unterhalb der Altstadt, am linken Flussufer der Limmat gelegen, die Hintere Halde. Denn aus der Oberstadt absteigend führte der alte Verkehrsweg durch die Salzgasse, durch den Torbogen unter dem Rathaus steil durch die Obere und Untere Halde hinab zur gedeckten Holzbrücke, um dann beim Landvogteischloss die rechtsufrige Landstrasse nach der grossen Stadt am Zürichsee zu finden. So war die Bezeichnung Hintere Halde für die kurz vor dem Limmatübergang abzweigende Gasse nur konsequent. Die dort niedergelassenen Einwohner fühlten sich oft als Hintersassen, was daran gelegen haben mochte, dass die schmalen und wenig besonnten Häuser meist einfache Leute beherbergten, die in der oberen Stadt weder als Politiker noch als potente Steuerzahler ins Gewicht fielen. Der Bau der Hochbrücke, die mit ihren eleganten Bogen den Fluss ausserhalb der Altstadt überquert, brachte die Bewohner noch weiter ins Hintertreffen. Man konnte glauben, dass die obere Stadt sie vergessen hatte.

Doch Leben gab es hier am Limmatufer jeder Art. Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts waren es tagsüber die hier ansässigen Handwerker, welche die Gasse belebten. Ganz hinten, dort wo die Strasse um die mittlere Mühle eine Schleife zieht, führten Hitz und Spörri eine Fuhrhaltere. Ihre schweren Pferde polterten schon frühmorgens gassauswärts und bescherten den darauf wartenden Chron-

gass-Buben manchen Anlass zu Auseinandersetzungen. Mit Kesseli und Schaufel ausgerüstet, zählten sie auf die gute Verdauung der Pferde, denn die niederfallenden Rossbollen waren willkommener Dünger für die kleinen Gemüsegärten zwischen der Gasse und der Oberen Halde. Auch die Geranien an den Fenstern der Häuser verdankten ihre Blütenpracht dem Auspuff der gut funktionierenden Hafermotoren. Da auch bei bester Fütterung die Mistmenge nie der grossen Bubenanzahl entsprechen wollte, gab es oft Rangeleien um die Hinterlassenschaft. So liess sich der Kessel schneller füllen, wenn einer durch anfänglichen Verzicht, das heisst, durch den Wurf einer gut gezielten Rossbolle, die Konkurrenz zurücktreiben konnte.

Später wurden die Stallungen und die Scheune von Alfred Sax und seiner Ferro AG übernommen. Anstelle der Pferde rumpelten jetzt Lastwagen mit Alteisen durch die Gasse. Für die Chronegässler erschloss sich eine neue Quelle. Sie suchten in den Abbruchmaschinen nach zweckdienlichen Kugellagern, um damit ihre Haldenboliden zu basteln, Bretter mit einer festen und einer beweglichen Achse, die anstelle von Rädern eben diese Kugellager aufwiesen und womit auf den geteerten Teilen der Oberen und Unteren Halde ohrenbetäubende Wettrennen durchgeführt wurden.

In der alten Farb, nahe dem still stehenden Wasserrad, betrieb Messerschmied Hübscher sein heute seltenes Handwerk, wovon auf der Gasse selbst wenig zu sehen war. Wenn er jedoch mit seinem Velo, in dessen Seitentaschen die zu schärfenden Messer und Scheren steckten, im Schwung um den «Grossen Alexander» in die Gasse einbog, warnte er mit einem scharfen Pfiff die auf der Strasse spielenden Kinder, die ihm darauf für die Durchfahrt Platz machten.

Oberhalb des grossen Brunnens hatte Malermeister Bundi seine Werkstatt. Der wusste auch das kräftigströmende Wasser des Mühlenbrunnens zu nutzen. Im Frühjahr und Sommer tränkten den zuschauenden Mädchen und Buben oft die Augen, wenn er draussen im Freien zu erneuernde Fensterläden mit scharfer Salmiaklauge behandelte und dann mit einem Eimer schwungvoll Spülwasser aus dem Brunnentrog darüber kippte.

In der alten Scheune, die noch heute durch ihre offene Riegelbalkenbauweise auffällt, hatte der Haldenbaron sein Aussenlager. Der so betitelte Spenglermeister Hermann Meier hatte seine Wohnung und Werkstatt in der Unteren Halde. Die an der hinteren Kronengasse eingelagerten Kupferbleche und sein später dort stationierter Amerikanerwagen waren äussere Zeichen seines Sonderstatus in der sonst weniger bemittelten Umgebung. Auch hier arbeiteten die Gesellen oft im Freien, auf dem gegenüber liegenden «Plätzli», denn um lange Dachkännel und grössere Abdeckungen vorzubereiten, war die Werkstatt viel zu eng.



Die westliche Häuserreihe der Kronengasse nach 1940. Die Pferde sind ausgespannt und warten in der Schmiede auf neuen Beschlag. Der Geselle des Schmiedemeisters (stehend) und sein Gehilfe (auf dem Bock) posieren mit dem Güllenfasswagen eines Kunden (Historisches Museum Baden, Q 01.17907).

Besonders faszinierend für die Buben war die Arbeit von Feilhauer Morf in Nummer 13. Stundenlang hörte man die kurzen, regelmässigen Hammerschläge, mit denen er aus einem Stück Flacheisen, dem Rohling, eine Feile herstellte. Zuvor hatte er dem spröden Stahl in seiner kleinen Esse durch gezieltes Glühen die Härte genommen und ihn auf dem Amboss in die gewünschte Form geschmiedet. Auf den Feilhauerstock, der zwecks Ausnützung des Tageslichts am meist offenen Fenster zur Gasse hin stand, legte er dann das der Feile entsprechende Gesenk, einen Bleiklotz mit einer der Feilenform angepassten Vertiefung. Nachdem er den Feilenkörper eingefettet hatte, setzte er sich auf einen Hocker und hieb nun mit einem scharfgeschliffenen Meissel und einem Hammer mit kurzem, krummen Stiel, Schlag um Schlag, Rillen oder runde Vertiefungen in den Stahl. Nachher musste die fertige Feile oder Raspel mit Feuer und Wasser noch gehärtet werden. Auch Feilen, die ihren Schliff verloren hatten, konnte man von Feilhauer Morf nachhauen lassen.

Schräg gegenüber, in Nummer 8, war ein ganz anderer Betrieb. Hier war der Geruch von frisch gebügelter Wäsche das Hauszeichen. Im Keller der Wäscherei Heim dampften grosse Waschmaschinen und drehten sich Wäschetrommeln in heisser Waschlauge. Im Partererraum zur Limmat hin standen an grossen Bügeltischen Frauen, die mit elektrischen Bügeleisen, deren Verkabelung in scheinbarer Wirrnis von der Decke herunter hing, den frisch gewaschenen Hemden, Blusen oder Kittel einer grossen Kundschaft die nötige Form wieder gaben. An der grossen Mange sass meist Frau Heim, die Chefin, die Leintücher, Bettanzüge und andere flache Stücke glättete und auch gleich zusammenfaltete. Besonders im Sommer war für die heranwachsenden Buben der Einblick in diesen Raum besonders interessant, denn die Hitze ausströmende Tätigkeit der Büglerinnen war für die Mädchen meist nur in sehr leichter Bekleidung zu bewältigen.

Im Haus Nummer 4 wurden nicht weniger als vier verschiedene Tätigkeiten ausgeführt. Im Parterre war die Schreinerei der Gebrüder Gläser. Im ersten Stock führte Anni Gloor-Gläser zusammen mit ihrer Schwester Marie einen stadtbekanntem Coiffeursalons. Spezialität waren blausilbern getönte Dauerwellen für Damen mittleren Alters. Für gepflegte Hände und Füsse sorgte Margrit Schenker-Gläser im Mani- und Pedicure-Salon nebenan. Oben im zweiten Stock lag das Schneideratelier von Louise Gläser. Die in der unteren Etage am Körper gepflegten Kundinnen konnten sich hier oben ihre Garderobe schneiden lassen. Dass aus nahe liegenden Gründen die Frauenberufe ausschliesslich im Haus und auch meist ohne nach aussen dringenden Lärm verrichtet wurden, versteht sich von selbst. Anders war es in der Schreinerwerkstatt. Das Heulen der Hobelmaschine, das singende Pfeifen der Kreissäge und der durchdringende Fräston der Kehlmaschine

Feilhauer Conrad Morf-Hirt an der Arbeit um 1940. Der gewichtige Hammer mit dem kurzen, krummen Stiel schlägt regelmässig auf den keinen Meissel und gräbt so Rille um Rille in den Eisenrohling auf dem Feilhauerstock (Sammlung Marianne Kramer-Baud, Baden).



markierten den hohen Beschäftigungsgrad des Holzhandwerks. Oft wurden auch Arbeiten auf der Gasse ausgeführt. So konnte das Zuschneiden der auf dem zwei-rädrigen Handwagen von den Aussenlagern unter der Hochbrücke und aus der Gipsmühle an der Promenade angelieferten Rohbrettern nur hier stattfinden. Für die fünf bis sechs Meter langen Bretter war im Altstadthaus zu wenig Platz. Bei schönem Sommerwetter konnte man hier auch den Schreinermeister Otto Gläser an der Arbeit sehen. Auf einer schmalen Tischlerplatte, über drei oder vier Böckli gelegt, hatte er Zeichenpapier aufgespannt und fertigte so meterlange Detailzeichnungen von Wohnungseinbauten an. Ein besonderes Ereignis für die ganze Gasse und beste Werbung für die Möbelschreinerei gab es vor der Ablieferung besonderer Möbelstücke und Inneneinrichtungen. Trockenem Wetter vorausgesetzt, wurden die verschiedenen Einzelteile vor dem Verlad auf der Gasse zusammengefügt, um zu prüfen, ob alles auch problemlos zusammenpasst.

Ganz anders waren die Geräusche und Tätigkeiten der gegenüberliegenden Schmiede von Walter Meier. Unverkennbar war das klingende Spiel des meisterlich geführten Schmiedehammers. Ein stumpfer Ton, wenn die Schläge dem rot glühenden Eisen galten, hell klingend die Zwischenschläge auf den blossen Amboss. Eine Melodie, die, einmal gehört, nie mehr aus dem Gedächtnis weicht. Zum grossen Konzertstück wandelte sich die Arbeit, wenn zur Bearbeitung besonders grosser Werkstücke eine oder zwei Hilfskräfte dem Schmiedmeister zur Hand gingen. Jetzt gab der Meister mit dem kleineren Hammer auf dem Amboss den Takt an. Mit der andern Hand legte er das zu bearbeitende Eisen in die richtige Lage, und die Gesellen schlugen mit grossen Vorschlaghämmern abwechselnd auf das sich verformende Stück.

Aber auch für die Augen gab es unauslöschliche Eindrücke, wenn in der dunklen Schmiede das Feuer der Esse schwarze Schlagschatten warf und beim Schüren der Glut wilde Funken aufstieben. Als weitherum bekannte Huf- und Wagenschmiede gehörten Pferde zur täglichen Kundschaft. Die wurden meist unter dem damals existierenden Vordach auf der «Schmittebrugg» neu beschlagen. Jetzt kamen zu den akustischen und optischen Eindrücken auch noch die geruchsaktiven. Hufschmiedearbeit ist auch heute noch Massarbeit. Ein gelbweisser Rauch hüllt Schmied und Helfer ein, wenn das geschmiedete heisse Eisen auf den Huf gepresst wird. Es riecht durchdringend nach verbranntem Horn. Dieser Geruch und das unverkennbare Parfum von Pferdepisse gehörten zur Kronengasse wie die Schar Buben und Mädchen, die fast ihre ganze Freizeit auf der Gasse verbrachten.

Fast hektisch wurde der Betrieb vor der Schmiede, wenn Wagenräder bereift werden mussten. Die vom Wagner angelieferten Eschenfelgen mit den kräftigen Holzspeichen wurden auf niederen Holzklötzen aufgebockt und durch die Nabe

Schreinermeister Otto Gläser hat seinen Arbeitsplatz auf die Gasse verlegt. Auf einer schmalen, über drei Böckli gelegten Tischlerplatte zeichnet er meterlange Aufrisse von Wohnungseinrichtungen (Foto 1952 von Robert Bergamin, Sammlung Franz Streif, Oberrohrdorf).



Belegschaft der Gebrüder Gläser, Schreinerei, 1952. Von links: Blasius Capaul, Hans Fäs, Hans Voigtmann, Kurt Fuchs (Unterstift), Willy Siegenthaler, Franz Streif (Mittelstift), Ernst Wyss, Josef Bächli, Kurt Fischer. Kniend Robert Bergamin (Oberstift), der die Aufnahme mit Selbstauslöser gemacht hat (Sammlung Streif).

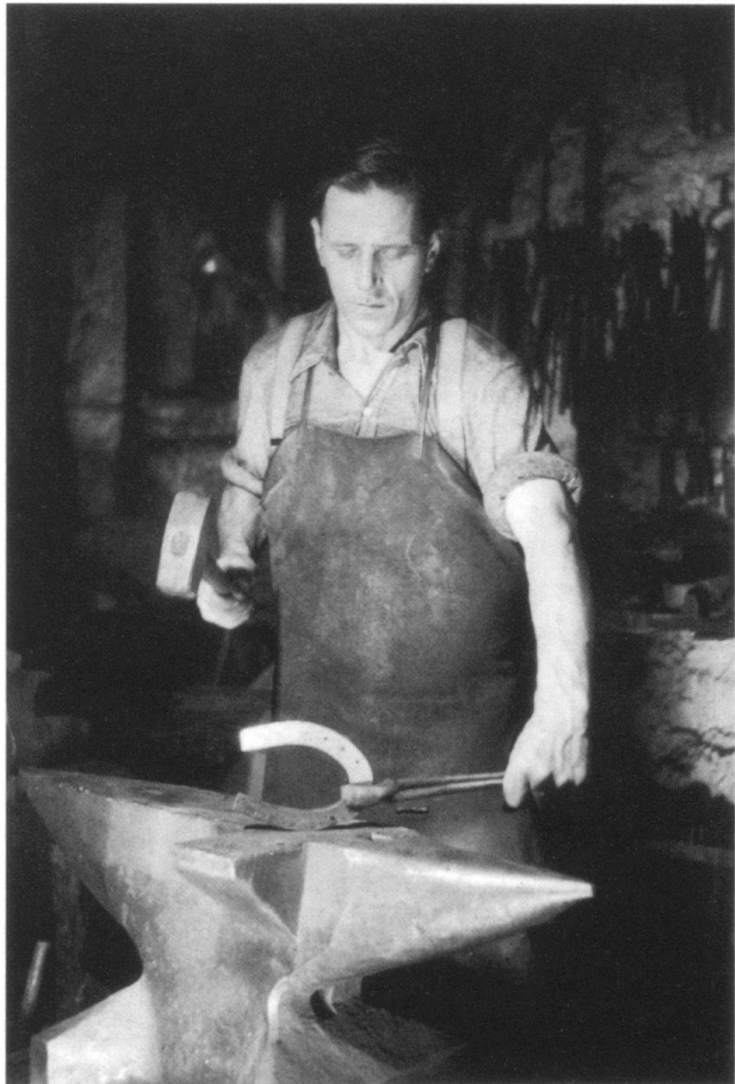


mit einem Eisendorn an einem im Boden eingelassenen Ring befestigt. Mit einer Schnur nahm der Schmied nun Mass vom Umfang der Felge und schnitt ein Flach-eisen auf die entsprechende Länge. Die ungefähre Rundung erhielt der Eisenreifen durch mehrmaliges Durchlaufen in einer Walzenpresse. Die offene Schnittstelle wurde darauf nicht geschweisst, sondern auf dem Amboss zusammengeschiedet. Letzte Anprobe auf der bereitstehenden Felge. Der Reifen war jetzt etwas enger als der präzise Umfang des Rades. In der Esse wurde das Eisen nun erhitzt und mit gewaltigen Zangen fast rotglühend im Eilschritt hinausgetragen und über das Rad gestülpt. Rauch, Hitze und Flammen stieben auf. Mit kräftigen Wassergüssen wurde der Reifen sofort abgekühlt, was nun gewaltige Dampfwolken auslöste und das Eisen durch Einschrumpfen satt auf die Holzfelge passte. Das Rad war nun für viele hundert Umdrehungen bereit.

Im vordersten Haus der Kronengasse, gleich neben dem «Grossen Alexander», wohnte der Südfrüchtehändler Wetter. Nicht dass er dort einen Laden betrieben hätte. Jeden Morgen belud er seinen hellblau gestrichenen Zweiräderkarren, der hochgekippt die Nacht durch vor seinem Haus gestanden hatte, mit vom Vortag verbleibenden Früchten, leeren Harrassen, Papiersäcken und einer Balkenwaage mit Waagschale und auflegbaren Gewichtsteinen. Im Herbst kamen dann noch ein Marronibratkessel und ein Sack Holzkohle dazu. Das Gefährt schob er dann die Halde hinauf, bei Moneta an der Badstrasse vorbei, wo er sich mit frischen Früchten eindeckte, zum Bahnhof Baden, wo er zwischen Hauptpost und Bahnhofgebäude seinen Standplatz hatte. Wenn er dann abends zurückkehrte sprangen sicher ein paar kleine Chronegässler herzu, um ihm beim Abladen behilflich zu sein oder mit vom nahen Brunnen herbeigetragenem Wasser den Karren abzuspülen. Als Belohnung winkte ein leicht angefaulter Apfel oder eine angeschlagene Orange, selten, weil damals sehr rar, gab es sogar eine wegen Schwärze nicht mehr verkäufliche Banane.

Belebt wurde die Gasse vor allem von den 50 bis 60 Mädchen und Buben die hier ihr Zuhause hatten. Da war immer etwas los. Da wurde geköpfelt oder Trieberlis gespielt, zwei Spiele mit Tennisbällen. Die Bälle wurden beim Tennisclub Baden auf den Verenaäckern über den Hag hinaus geschlagen und von den «zufällig» anwesenden Chronegässlern konfisziert und abtransportiert. Beim Trieberlis standen sich zwei Mannschaften zu zwei bis fünf Kindern gegenüber. Der Ball wurde von Hand geworfen und musste von der Gegenmannschaft aufgefangen oder in Direktabnahme zurückgeschlagen werden. Fiel der Ball auf den Boden, gab es für die Wurfpartei einen Gewinnpunkt. Die Enge der Gasse brachte es mit sich, dass selten genug, aber nicht unvermeidbar, ein offen stehendes «Läuferli», ein nach aussen sich öffnender Fensterteil, getroffen wurde und die Scheibe in Brüche ging.

Schmiedemeister Walter Meier richtet mit klingendem Hammerschlag das in der Esse glühend gemachte Hufeisen, um es massgeschneidert einem auf der Schmittenbrücke wartenden Pferd anzupassen (Fotograf unbekannt, um 1938, Sammlung Streif).



Gezeter aus dem betroffenen Haus und Spielabbruch waren die Folge. Das handwerkliche Geschick der den Spielern zugehörenden Väter brachte das Unglück meist wieder in Ordnung. Die durch den Fehlwurf entstandenen Kosten waren dem schuldigen Werfer oft vorschussmässig mit einer elterlichen Ohrfeige in Rechnung gestellt worden.